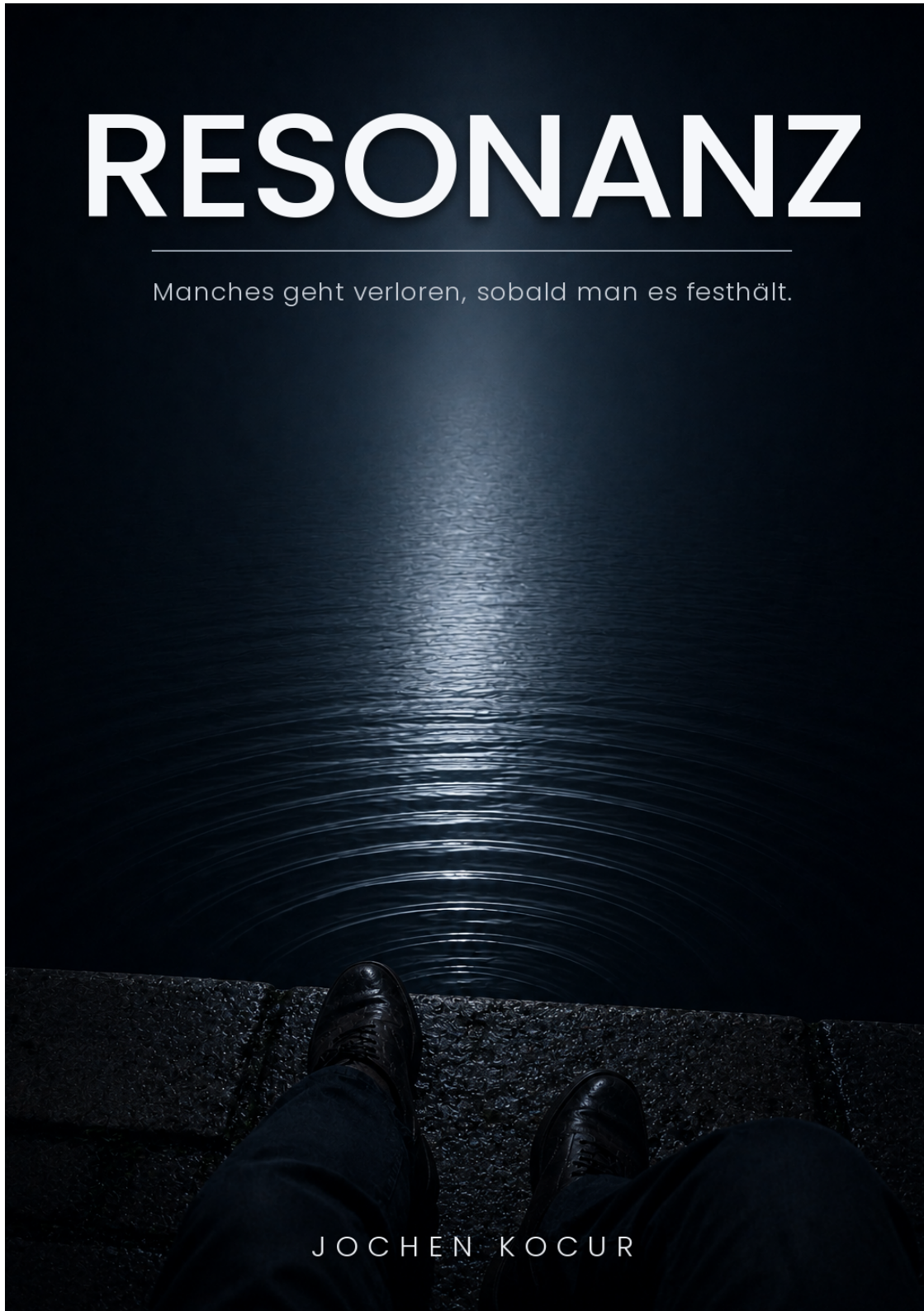


RESONANZ

Manches geht verloren, sobald man es festhält.



JOCHEN KOCUR

Inhalt

Prolog.....	1
1 Vor dem Sturm	31
1.1 Regen über Beton.....	31
1.2 Die Rettung	36
1.3 Unter Beobachtung	39
2 Das sichere Haus.....	42
2.1 Schatten ohne Namen	42
2.2 Präsenz	48
3 Strukturbruch	52
3.1 Der Algorithmus der Täuschung.....	52
3.2 Unter der Haut.....	56
3.3 Der Atem der Maschine	63
3.4 Das Zeichen	68
4 Rückführung	73
4.1 Sergey	73
4.2 Abweichung	82
5 Das Erbe im Eis	86
5.1 Die Stadt aus Eisen & Gewissen.....	86
5.2 Der Rückkehrer	89
5.3 Der Arzt	93
5.4 Der Selbstversuch	96
5.5 Der Forscher.....	100

5.6	Die Linie	105
5.7	Das Vermächtnis	111
6	Der Mantel des Systems	112
6.1	Die Aufnahme	112
6.2	Beobachtung	115
6.3	Ohne ein Wort	117
6.4	Teil der Kalkulation	119
7	Mandat der Stille	120
7.1	Der Auftrag	120
7.2	Ankunft	125
7.3	Routine als Grenze	127
7.4	Das Versteck	129
7.5	Der Wartburg	135
8	Metall in der Luft	139
8.1	Der Flug	139
8.2	Über dem Meer	143
8.3	Die Koordinate im Meer	145
9	Macht und Protokoll	147
9.1	Der Rat	147
9.2	Das Schweigen	149
9.3	Die Entscheidung	151
9.4	Der Schwur	152
10	Positionsbestimmung	156

10.1	Die Plattform.....	156
10.2	Das Gedächtnis	172
10.3	Der Entschluss	175
10.4	Die Schwelle	177
10.5	Der Abflug	177
11	Im Kontor.....	179
11.1	Der Preis der Wahrheit.....	179
11.2	Die stillen Finger.....	184
11.3	Echo im System	188
12	Zurück.....	194
12.1	Rückflug.....	194
12.2	Die stille Übernahme	197
12.3	Rückweg ohne Ziel	200
12.4	Dritte Reihe, ganz hinten	211
12.5	Fahrt nach Lübeck.....	212
13	Die Wurzel.....	215
13.1	Der Keller.....	215
13.2	Die Lagerstatt.....	220
13.3	Die Papiere.....	221
13.4	Der Atemzug der Vergangenheit	222
14	<i>De Tide</i> - Zeit oder Gezeiten.....	224
14.1	Die zweite Viole	224
14.2	<i>De Mōrgen</i> - Der Morgen	226

14.3	De Kêre - Die Rückkehr	227
14.4	Pape.....	228
14.5	Koopmann.....	230
14.6	De Valke - Der Falke	230
14.7	De Twede Kêre - Die zweite Rückkehr	234
14.8	De Wïssagærin - Die Seherin.....	235
14.9	De Drüdde Kêre - Die dritte Rückkehr	238
15	Der erste Schritt	240
16	Ellin.....	242
16.1	Das Antiquariat	242
16.2	Die Azssage	244
16.3	Koopmann.....	245
16.4	Der Anruf.....	246
17	De Roke = Der Rabe.....	246
18	Porto.....	248
19	Der Bruch.....	257
19.1	Pape.....	257
19.2	Koopmann.....	260
19.3	Kara Gül.....	262
20	Die Konfrontation.....	265
20.1	Ankunft	265
20.2	Heimkehr.....	267
20.3	Der Zugriff.....	269

20.4	Kara Gül.....	270
20.5	Der Rückzug	273
21	Der Kai.....	275
21.1	Kara Gül.....	275
21.2	Nachbeben.....	275
21.3	Der Elbunnel	278
21.4	Der Kai.....	280

Prolog

Lübeck, 1372

Das Wasser stand seit drei Tagen im Keller. Nicht hoch, zwei Finger vielleicht, und noch hatte es die Säcke nicht erreicht. Hinrik Falkner hatte am Morgen zusätzliche Bohlen auf die niedrigen Lagerhölzer gelegt und den Roggen darauf gezogen. Es würde reichen, wenn die Trave nicht weiter stieg. Darauf verlassen wollte er sich nicht. Zwölf Säcke mussten nach oben, denn übermorgen sollten sie zum Hafen gebracht werden. Ein Kaufmann hatte den Roggen für eine Kogge bestimmt, die mit der Tide auslaufen und zunächst Rostock anlaufen sollte. Wenn das Korn bis dahin Feuchtigkeit zog, würde Hinrik nicht nur einen Teil der Ware verlieren, sondern auch dafür geradestehen müssen. Er setzte die Laterne auf ein Fass, zog den ersten Sack von den Bohlen und stemmte ihn auf die Schulter. Das Leinen war kalt, aber trocken, und als er die ersten Stufen nahm, spürte er das Gewicht bis hinunter in die Hüfte. Unter der Last ächzte die alte Treppe tief in ihren Verbindungen; Hinrik kannte den Laut und verlagerte den Fuß, ohne darüber nachzudenken. Über ihm lebte Lübeck. Vom Hafen an der Trave drang das Knarren der Koggen zwischen die Häuser. Tauwerk schlug gegen Masten, Männer riefen einander über das Wasser zu, eisenbeschlagene Räder liefen über das Pflaster, und irgendwo wurde ein Fass über Bohlen gerollt. Dann schlug eine Glocke. Eine zweite antwortete weiter entfernt, und für einige Atemzüge lag ihr Klang über den Gassen und Speichern, über den Kränen am Wasser und den Schiffen an der Trave. Hinrik hörte kaum hin. Er kannte diesen Rhythmus, seit er laufen konnte, ebenso wie die Gerüche, die mit dem Wind durch die Stadt kamen: Teer und Rauch, Fisch, nasses Tauwerk, Getreide und Salz. An manchen Tagen lag etwas Fremdes darin, Pfeffer vielleicht oder eines jener Gewürze

aus Ländern, deren Namen Hinrik von Frachtbriefen kannte, ohne je einen Fuß auf deren Boden gesetzt zu haben. Oben ließ er den Sack neben der Wand auf die Dielen sinken, richtete sich auf und rieb sich die Schulter. Elf noch. Der zweite Sack war schwerer. An der Unterseite hatte das grobe Leinen bereits Feuchtigkeit gezogen, obwohl der Roggen selbst noch trocken zu sein schien. Hinrik fluchte leise, zog den Sack von den Bohlen und bekam erst beim zweiten Versuch einen Arm weit genug darunter, um ihn auf die Schulter zu heben. Als er wieder nach oben ging, bemerkte er nichts. Erst beim nächsten Gang, auf der letzten Stufe hinunter in den Keller, sah er das Licht. Unten an der Wand, knapp über dem Wasser, glänzte etwas zwischen den Steinen. Hinrik blieb stehen und nahm die Laterne vom Fass. Der Kalk war an mehreren Stellen aus den Fugen gebrochen, und das Wasser hatte dunkle Ränder auf dem Mauerwerk hinterlassen, manche älter, manche frisch. Das Haus stand lange genug, um mehr Hochwasser gesehen zu haben als er, und wenn die Trave stieg, fand das Wasser seinen Weg durch Stellen, die im Sommer trocken und fest erschienen. Er ging in die Hocke. Silber, dachte er, und der Gedanke war so unsinnig, dass er beinahe lachen musste. Silber lag nicht in Kellerwänden, und ganz bestimmt nicht in einem Lübecker Keller bei den Falkners. Als er die Laterne näher hielt, verschwand der Schimmer. Er zog sie zurück und glaubte, ihn wiederzusehen, war sich aber plötzlich nicht mehr sicher. Feuchter Stein, Wasser und schlechtes Licht konnten einem Mann vieles zeigen, wenn er lange genug hinsah.

„*Ole Narr.*“ = Alter Narr.

Hinrik murmelte die Worte mehr zu sich selbst als in den Raum hinein, stellte die Laterne zurück und nahm den nächsten Sack. Er trug ihn hinauf und zwang sich beim Zurückkommen, nicht zur Wand zu sehen. Oben stellte er den

Roggen neben die anderen, ging wieder hinunter und griff nach dem nächsten Sack, doch diesmal blieb seine Hand auf dem groben Leinen liegen. Etwas störte ihn. Hinrik kannte Silber. Jeder Mann in Lübeck, der mit Ware zu tun hatte, kannte Silber. Er wusste, wie eine Münze unter einer schlechten Laterne aussah, kannte Zinn und Blei, angelaufenes Kupfer und Eisen, das so lange im Wasser gelegen hatte, bis kaum mehr als Rost davon übrig war. Was er dort unten gesehen hatte, war nichts davon. Er ließ den Sack liegen, nahm die Laterne und ging zurück zur Wand. Der Glanz war noch da. In einer ausgewaschenen Fuge zwischen zwei Steinen hatte sich etwas gesammelt, kaum größer als eine Münze. Es sah flüssig aus, lag aber nicht wie Wasser, und seine Oberfläche nahm das Flackern der Laterne kaum an. Hinrik beugte sich näher. Ein schmaler Glanz lag in der Fuge, kaum breiter als ein Faden. Als er die Laterne anhub, verschwand er. Hinrik hielt inne und senkte das Licht wieder. Das Silber war wieder da. Er bewegte die Laterne langsam zur Seite. Der Glanz folgte dem Licht nicht. Er blieb an derselben Stelle, nur seine Kontur veränderte sich. Hinrik ging näher. Feuchtigkeit, dachte er. Kalk. Vielleicht etwas im Stein. Er kannte keine Ablagerung, die so aussah. Seine freie Hand hob sich. Wenige Fingerbreit vor der Fuge hielt er inne. Die Luft dort fühlte sich kühler an als im übrigen Keller. Vielleicht war es nur das Wasser hinter dem Mauerwerk. Hinrik nahm die Hand zurück. Die Säcke konnten warten.

Als er die Treppe hinaufging, nahm er zwei Stufen auf einmal. Oben saß seine Frau am Tisch. Vor ihr lagen getrocknete Wurzeln, Schafgarbe und ein Bündel Wacholder. Mit einem kleinen Messer schnitt sie eine Wurzel in dünne Scheiben und legte sie neben den Mörser. Hinrik blieb in der Tür stehen. Runa blickte auf, und obwohl er nach Worten suchte, fand er keine, die nicht töricht geklungen hätten.

Etwas in seiner Haltung musste ihr genügen. Sie legte das Messer beiseite, stand auf und ging an ihm vorbei zur Kellertreppe. Als sie ihn erreichte, legte sie ihm für einen Augenblick die Hand auf die Schulter. Hinrik spürte die Wärme ihrer Finger durch das grobe Leinen seines Hemdes. Sein Atem wurde ruhiger, und die Spannung, die seit dem letzten Gang im Keller zwischen seinen Schultern saß, ließ ein wenig nach. Runa nahm die Hand fort und ging hinunter, langsam und bedächtig, ohne zu zögern. Unter ihrem Gewicht klang dieselbe Treppe anders. Auf einer der mittleren Stufen zog sich ein heller, lang gezogener Laut aus dem alten Holz, der erst verstummte, als sie den Fuß weiter nach unten setzte. Hinrik blieb oben stehen und sah, wie das Licht der Laterne über ihr Gesicht glitt, während ihr Blick über die Bohlen und die Säcke, über das flache Wasser und schließlich zur Mauer wanderte. Dann sah sie es. Hinrik bemerkte die Veränderung nicht an ihrem Gesicht, sondern an ihrer rechten Hand, die sich leicht vom Körper hob, ohne dass sie nach etwas griff. So hatte er sie schon früher gesehen, bei einem fiebernden Kind, bei einer Frau, deren Geburt zu lange gedauert hatte, und einmal draußen vor dem Haus, Stunden bevor ein Sturm von der Ostsee über die Stadt gezogen war. Die Menschen kamen zu Runa, wenn Kräuter und Erfahrung mehr vermochten als Abwarten. Manche kamen wegen Schmerzen, andere wegen eines Kindes, das nicht schlafen konnte, wegen einer Kuh, die nicht fraß, oder weil Runa am Himmel, an den Tieren und im Verhalten eines Menschen Dinge bemerkte, an denen andere vorbeigingen. Von ihrer Mutter hatte sie dafür noch ein anderes Wort gelernt: *Völva*, eine alte nordische Bezeichnung für eine Seherin und heilkundige Frau. Hinrik hatte Runa nie gefragt, wie weit diese Linie zurückreichte. Sie hatte ihm nur einmal gesagt, dass die Töchter diese Gabe von ihren Müttern bekamen und dass es schon immer so gewesen sei,

seit Anbeginn der Zeit. Mehr hatte sie darüber nicht gesprochen, und Hinrik hatte gelernt, manche Dinge nicht ein zweites Mal zu fragen. Jetzt stand sie reglos im Wasser.

„*Sühst du dat?*“ = Siehst du das?, fragte Hinrik leise.

Runa antwortete nicht. Sie ging näher, bis Hinrik unwillkürlich nach dem Geländer griff.

„*Nich anröhren.*“ = Nicht anfassen.

Sie blieb vor der Fuge stehen. Ihre rechte Hand hob sich ein wenig, die Finger geöffnet, als prüfe sie die Luft zwischen sich und der Wand. Zunächst war dort nur die Kühle des Kellers. Dann veränderte sich etwas. Es war kein Luftzug. Runa hätte einen Luftzug erkannt. Die Empfindung erreichte zuerst ihre Fingerspitzen, zog langsam in die Handfläche und von dort weiter in den Arm. Ihr Atem wurde tiefer, ohne dass sie es beabsichtigte, und für einen Moment nahm sie ihren eigenen Herzschlag ungewöhnlich deutlich wahr. Nicht schneller. Auch nicht stärker. Nur so, als läge zwischen zwei Schlägen plötzlich mehr Raum als zuvor. Runa blieb stehen. Um ihre Schuhe lief eine kleine Bewegung durch das Wasser. Ein flacher Ring löste sich von ihren Füßen und zog zwischen den Bohlen hindurch. Kurz darauf folgte ein zweiter, schwächer als der erste. Hinrik sah zur Fuge. Runa auf ihre Hand. Keiner von beiden bemerkte sie. Die Empfindung war inzwischen bis in ihre Brust vorge drungen. Etwas in ihrem Körper verlangte danach, den Abstand zur Wand zu vergrößern, doch es war keine Furcht. Runa kannte Furcht. Sie hatte Menschen im Fieber gehalten, Blutungen gestillt und Geburten erlebt, bei denen irgendwann niemand im Raum mehr gesprochen hatte. Dieses Gefühl war anders. Es erinnerte sie an die Sekunden vor einem schweren Sturm, wenn das Meer draußen noch ruhig lag und trotzdem bereits etwas in der Luft wusste, welche Kraft auf die Küste zukam. Sie nahm die Hand herunter.

„*Wat is dat?*“ = Was ist das?, fragte Hinrik.

Runa sah noch einmal auf die Fuge, dann nahm sie ihm die Laterne ab. Sie hob sie näher an die Wand, veränderte langsam den Winkel und beobachtete, wie der silbrige Glanz schwächer wurde.

„*Dat Licht.*“ = Das Licht, sagte sie schließlich.

Hinrik kam eine Stufe tiefer.

„*Licht?*“ = Licht?

„*Fuchtigkeit in’n Steen. Kalk, villicht Solt.*“ = Feuchtigkeit im Stein. Kalk, vielleicht Salz.

Runa bewegte die Laterne ein wenig zur Seite. Der Glanz war kaum noch zu erkennen.

„*Mit Water dörvör süht manches anners ut, as dat is.*“ = Mit Wasser davor sieht manches anders aus, als es ist.

Hinrik betrachtete die Stelle. Die Erklärung war ungewöhnlich, aber nicht unmöglich.

„*Un dat Sülver?*“ = Und das Silber?

Runa hielt seinem Blick einen Augenblick zu lange stand.

„*Dor weer keen Sülver.*“ = Da war kein Silber.

Hinrik glaubte ihr nicht ganz, aber er kannte seine Frau gut genug, um zu wissen, dass sie jetzt nichts weiter sagen würde. Er ging wieder hinunter und trug den restlichen Roggen nach oben. Beim ersten Sack sah er zur Wand, beim zweiten stellte er die Laterne näher an die Fuge, und irgendwann berührte er den Stein mit zwei Fingern. Er fand nichts als kalten, feuchten Kalk. Als der letzte Sack oben lag, war das Licht vor den kleinen Fenstern bereits flacher geworden. Vom Hafen kamen die Rufe der Männer, die ihre Arbeit für den Tag beendeten, und draußen rollte ein schwerer Wagen durch die Gasse, während irgendwo über den Dächern eine Glocke die Stunde schlug. Lübeck hatte keine Notiz davon genommen, was im Keller der Falkners geschehen war. Hinrik wusch sich die Hände und sprach nicht mehr davon; Runa ließ es ebenso dabei.

In der Nacht wachte sie auf. Hinrik lag neben ihr, sein Atem tief und gleichmäßig. Runa blieb zunächst liegen und hörte auf das Haus, auf das Arbeiten des Holzes in den Balken, den Wind über den Ziegeln und das ferne Wasser an der Kaimauer. Unter diesen vertrauten Geräuschen glaubte sie etwas anderes wahrzunehmen, einen schwachen Rhythmus, der für einen Augenblick da war und verschwand, sobald sie sich darauf konzentrierte. Sie setzte sich auf und wartete. Als er wiederkam, wusste sie, dass er unter ihr lag. Runa stand auf. Sie trug nur das lange leinene Untergewand, in dem sie geschlafen hatte, und als sie nach der Laterne griff, ließ sie die Schuhe stehen. Hinrik bewegte sich nicht. Sie öffnete die Tür und ging barfuß die Treppe hinunter. Auf der letzten Stufe blieb sie stehen. Die Kälte des Kellers lag sofort auf ihrer Haut. Das dünne Leinen hielt wenig davon zurück, und als sie den ersten Fuß ins Wasser setzte, biss die Kälte bis in den Knöchel. Runa verzog keine Miene. Sie setzte den zweiten Fuß hinein und wartete, bis ihr Körper sich daran gewöhnt hatte. Das Wasser lag ruhig zwischen den Bohlen. An derselben Fuge, die Hinrik ihr am Nachmittag gezeigt hatte, war der silbrige Glanz wieder zu erkennen. Runa hob die Laterne und veränderte den Winkel, genauso wie zuvor vor Hinrik. Sie führte das Licht nach rechts, dann tiefer, bis der Schatten des Mauerwerks über die Stelle wanderte. Der Glanz blieb. Sie ging näher. Das kalte Wasser bewegte sich um ihre nackten Füße, und zunächst war da nichts außer dem Keller, dem Geruch nach nassem Holz und Kalk und der Wärme der Laterne an ihrer Hand. Dann richteten sich die feinen Haare auf ihren Unterarmen auf. Runa hielt inne. Sie wartete, bis die Haut wieder glatt wurde, und hob die rechte Hand. Langsam führte sie die Finger zur Wand. Ein Ring lief von ihren Füßen durch das Wasser. Runa sah ihm nach. Er zog zwischen den Bohlen hindurch, gleichmäßig und weiter, als die kleine Bewegung ihres

Körpers ihn hätte tragen dürfen. Sie blieb stehen, bis er sich im Dunkel verlor, dann wandte sie sich wieder der Fuge zu. Ihre Hand ging weiter. Diesmal begann es in den Fingerspitzen. Keine Wärme, keine Kälte, eher das Fehlen von beidem. Die Empfindung legte sich in ihre Handfläche und zog langsam den Arm hinauf. Gleichzeitig bemerkte Runa, dass sie das Wasser um ihre Füße kaum noch spürte. Eben noch hatte die Kälte in ihre Zehen gebissen; jetzt wusste sie nur noch, dass sie dort stand. Sie hätte die Hand zurücknehmen können. Stattdessen verringerte sie den Abstand zur Wand. Ein zweiter Ring löste sich von ihren Füßen. Diesmal sah sie nicht hin. Je näher ihre Finger dem feuchten Stein kamen, desto mehr veränderte sich ihre Wahrnehmung des Raumes. Nicht die Wand, nicht das Licht. Der Abstand selbst schien sich zu verschieben, als läge zwischen ihrer Hand und dem Stein weniger Raum, als ihre Augen ihr sagten. Unter ihrem Herzschlag trat jener andere Rhythmus hervor, ruhig und vollkommen gleichmäßig, und mit jedem Schlag wurde er deutlicher, bis Runa nicht mehr sicher war, welchen von beiden sie eigentlich wahrnahm. Die Härchen an ihren Armen richteten sich erneut auf. Diesmal lief die Reaktion weiter. Über die Schultern, den Nacken hinauf bis unter das Haar. Ihre Haut war kalt, doch tief in der Brust breitete sich eine Wärme aus, langsam und schwer, während ihre nackten Füße im Wasser jedes Gefühl für Temperatur verloren. Ihre Fingerspitzen waren nur noch eine Fingerbreite vom Stein entfernt. Runa ging weiter. Etwas in ihrem Körper änderte sich. Nicht wie ein Schreck. Es kam tiefer, schneller als jeder Gedanke, eine Gewissheit ohne Bild und ohne Stimme. Ihr Magen zog sich zusammen, die Muskeln ihrer Beine spannten sich an, und für einen einzigen Moment hatte sie das Gefühl, nicht vor einer feuchten Kellerwand zu stehen, sondern an einer Grenze, deren andere Seite sie nicht sehen konnte. Ihre Hand bewegte sich noch ein

Stück. Dann riss Runa sie zurück. Der zweite Ring brach an den Bohlen. Mit einem Mal biss die Kälte wieder in ihre nackten Füße. Runa sog Luft ein. Das Wasser war wieder Wasser, die Wand feuchter Stein, hinter dem Glas der Laterne bewegte sich die Flamme im Luftzug. Sie stand reglos da und betrachtete ihre Hand. Ihre Finger zitterten nicht. Doch die Haare an ihren Armen lagen noch immer nicht ganz an. Erst nach einigen Atemzügen ging sie in die Hocke. Ihre Mutter hatte ihr beigebracht, auf Dinge zu achten, bevor sie einen Namen bekamen: auf den Geschmack der Luft vor Schnee, auf das Verhalten der Vögel vor schwerem Wetter, auf die Wärme einer Haut, bevor das Fieber kam, und auf jene kleine Pause im Blick eines Menschen, die manchmal mehr verriet als seine Worte. Sie hatte ihr nie versprochen, dass sie dadurch Antworten finden würde. Nur, dass man warten musste, bis eine Beobachtung sich wiederholte. Im Licht der Laterne wirkte die Stelle schmal, kaum mehr als ein feiner silbriger Saum im feuchten Kalk. Runa betrachtete den hölzernen Becher neben dem Fass, dann die eisernen Beschläge der Lagerhölzer. Beides erschien ihr ungeeignet, ohne dass sie hätte sagen können, weshalb. Ihr Blick blieb an der Laterne hängen, am Glas, das die Flamme vor der feuchten Kellerluft schützte. Am nächsten Morgen würde sie Glas besorgen.

Es regnete wieder, als Hinrik zum Hafen ging. Runa wartete, bis er am Ende der Gasse verschwunden war, nahm ihren Umhang und besorgte zwei kleine Violen aus dickem Glas, dazu zwei Korken und etwas Pech. Eine hätte genügt, doch ihre Mutter hatte ihr früh beigebracht, Unbekanntes niemals nur einem Gefäß anzuvertrauen. Sie hielt die Gefäße gegen das Licht, bevor sie sie einsteckte. Das Glas war nicht klar. Kleine Blasen lagen darin, und eines der Gefäße war am Hals ein wenig schief. Es genügte. Am Abend ging sie wieder in den Keller. Sie trug Schuhe diesmal, stellte die

Laterne auf eines der Lagerhölzer und setzte sich vor die Fuge. Der silbrige Saum lag noch dort, schmal im feuchten Kalk, als hätte sich seit der Nacht nichts verändert. Runa nahm eine der Violen und hielt sie dicht an die Wand. Das Glas war kalt in ihren Fingern. Sie wartete eine Weile, drehte das Gefäß, hielt die Öffnung tiefer und sah zu der schmalen Stelle im Stein. Nichts geschah. Nach einer Weile setzte sie die Viole neben sich und legte die Hände in den Schoß, zwischen die Oberschenkel, so wie ihre Mutter es ihr beim Melken im Winter gezeigt hatte. Damals hatte Runa noch kaum die Kraft gehabt, den Eimer allein zu tragen. Wenn die Finger in der Kälte steif wurden, hatte ihre Mutter sie angesehen und gesagt, sie solle nicht gegen die Kälte arbeiten. Erst die Hände wärmen. Dann weitermachen. Runa saß so eine Weile und betrachtete die Fuge. Sie dachte an ihre Mutter und an etwas anderes, das sie ihr oft gesagt hatte: dass man einem unbekannten Ding Zeit lassen musste, sich zu zeigen. Wer zu früh nach einer Erklärung suchte, sah am Ende häufig nur das, was er erwartet hatte. Als ihre Finger wieder warm waren, nahm Runa die Viole auf. Sie umschloss das Glas mit beiden Händen und führte die Öffnung langsam an den silbrigen Saum heran, ohne die Wand zu berühren. Ihr Atem ging ruhig. Beim Ausatmen strich er über ihre Finger und das kalte Glas, das sich vor ihrem Mund milchig trübte. An der Fuge entstand Bewegung. Runa hob den Blick. Der silbrige Saum hatte sich an einer Stelle verbreitert. Nur wenig, kaum mehr als die Breite eines Haares. Sie wartete, bis das Glas wieder klar wurde, und führte es etwas näher heran. Beim nächsten Atemzug trübte sich die Oberfläche erneut, und diesmal sah sie, wie sich der silbrige Rand langsam über den Stein zog. Runa bewegte die Viole nicht mehr. Sie saß ruhig davor und ließ ihren Atem über das Glas gehen, gleichmäßig, ohne stärker zu hauchen oder den Abstand zu verändern. Mit jedem Atemzug kam der

silbrige Saum ein wenig weiter, bis er den Rand des Gefäßes erreichte und dort für einen Moment liegen blieb. Runa hielt vollkommen still. Erst beim nächsten Ausatmen zog sich ein schmaler Teil über den Rand. Er glitt an der Innenseite des Glases hinab und sammelte sich am Boden der Viole. Runas Blick blieb darauf liegen. Sie hatte nichts berührt, nichts geschoben, nichts aus der Fuge gelöst. Trotzdem lag jetzt etwas von dem silbrigen Stoff im Glas. Sie erinnerte sich an die Hand ihrer Mutter auf ihrem Arm, wenn sie als Kind zu schnell gewesen war. Nicht greifen. Erst sehen, was etwas tut. Runa wartete und atmete weiter. Der Vorgang wiederholte sich, langsam genug, dass zwischen den einzelnen Bewegungen kaum zu sagen war, ob überhaupt etwas geschah. Der silbrige Saum wurde schmaler, während sich am Boden des Gefäßes eine kleine Menge sammelte. Das Glas beschlug unter Runas Atem und wurde wieder klar, beschlug und klärte sich erneut, bis aus dem Vorgang ein ruhiger Wechsel entstand, dem sie schließlich nur noch zusah. Als nichts mehr nachkam, nahm sie die Viole zurück. Sie hielt sie gegen das Licht der Laterne und drehte sie langsam zwischen den Fingern. Das Silber bewegte sich am Boden, schwerer als Wasser, aber fließend. Runa stellte das Gefäß neben sich und nahm die zweite Viole. Wieder legte sie zunächst die Hände in den Schoß, wartete, bis die Wärme in die Finger zurückgekehrt war, und führte das Glas anschließend an den verbliebenen silbrigen Saum. Sie brauchte diesmal länger. Erst als ihr Atem das Glas mehrfach getrübt hatte, kam wieder Bewegung in die Fuge. Runa änderte nichts. Sie blieb sitzen, hielt das Gefäß und atmete, bis auch der letzte sichtbare Teil langsam über den Rand und in die zweite Viole gelaufen war. Danach verschloss sie beide Gefäße mit den Korken und versiegelte sie mit Pech. In der ersten Viole lag etwas mehr als in der zweiten. Runa stellte sie nebeneinander und betrachtete sie im Licht der Laterne. Sie

wusste nicht, weshalb es funktioniert hatte. Und sie versuchte nicht, ihm einen Namen zu geben.

In den folgenden Tagen kehrte der Alltag zurück, zumindest nach außen. Der Roggen wurde wie vereinbart zum Hafen gebracht und auf die Kogge verladen, die zunächst Rostock anlaufen sollte. Die Trave fiel wieder, das Wasser zog sich aus den Kellern zurück, und in den Gassen überwogen bald erneut die Gerüche von Rauch, Pferden, Fisch und den Abfällen des Marktes. Hinrik hatte keinen Grund mehr, hinunterzugehen, und erwähnte das Silber nicht wieder. Runa war froh darüber. Die beiden Violon bewahrte sie in einer kleinen Holzkiste auf, verborgen unter Leinentüchern und getrockneten Kräutern, an einem Ort, an dem ihre Tochter gewöhnlich nichts zu suchen hatte.

Am dritten Abend saßen Mutter und Tochter gemeinsam am Tisch. Runa sortierte getrocknete Blätter, während Liv sich mit einer Nadel abmühte und zum wiederholten Mal versuchte, einen Faden durch das Öhr zu bekommen. Sie war acht Jahre alt und hatte die hellblauen Augen der Falkners, dieselben, die Runa schon im Gesicht ihrer eigenen Mutter gesehen hatte. Die langen Wimpern ließen Liv manchmal ernster erscheinen, als sie war, besonders dann, wenn sie sich auf etwas konzentrierte und die Stirn leicht zusammenzog. Als der Faden zum fünften Mal am Öhr vorbeiglitt, schob Runa ihre Kräuter ein wenig zur Seite und sah ihrer Tochter zu.

„*Du beweegst de Nadel.*“ = Du bewegst die Nadel.

Liv blickte nicht auf.

„*Ik do dat nich.*“ = Ich tue das nicht.

„*Doch.*“ = Doch.

Das Mädchen hielt die Nadel daraufhin demonstrativ still und führte nur den Faden. Diesmal traf sie tatsächlich. Ein zufriedenes Lächeln erschien auf ihrem Gesicht, blieb aber nicht lange, denn plötzlich verlagerte sich ihre

Aufmerksamkeit. Runa sah, wie Liv an ihr vorbeiblickte, zunächst zur Wand, dann langsam am Regal entlang, bis ihre Augen an der kleinen Truhe hängen blieben.

„*Wat is dor?*“ = Was ist dort?, fragte Runa.

Liv antwortete nicht sofort. Sie wirkte weder erschrocken noch überrascht, eher aufmerksam, als versuche sie etwas wahrzunehmen, das sich nur knapp außerhalb ihrer Sinne befand. Schließlich sagte sie, sie wisse es nicht. Runa folgte ihrem Blick. Die Truhe stand geschlossen an ihrem Platz, das Leinen lag darüber, und von außen deutete nichts darauf hin, dass darin etwas anderes verborgen war als die Dinge, die Runa für ihre Arbeit aufbewahrte.

„*Hest du wat sehn?*“ = Hast du etwas gesehen?

Liv schüttelte den Kopf.

„*Worüm kiekst du denn dorhen?*“ = Warum schaust du dann dorthin?

Das Mädchen dachte einen Moment nach, ohne den Blick von der Truhe zu nehmen.

„*Wiel dor wat is.*“ = Weil dort etwas ist.

Runa ließ die Hände auf dem Tisch liegen.

„*Wat schall dor sien?*“ = Was soll dort sein?

Jetzt sah Liv ihre Mutter an, und in ihrem Gesicht lag dieses eigentümliche Unverständnis eines Kindes, das nicht begreift, weshalb ein Erwachsener nach etwas fragt, das doch offensichtlich ist.

„*Dat, wat du nerrn funnen hest.*“ = Das, was du unten gefunden hast.

Runa spürte, wie sich ihr Nacken verspannte. Sie fragte Liv, ob Hinrik mit ihr darüber gesprochen habe oder ob sie selbst im Keller gewesen sei, doch das Mädchen verneinte beides. Dabei wirkte sie nicht ertappt. Es gab keinen Trotz in ihrem Blick und auch keinen Versuch, etwas zu verbergen.

„*Woher weetst du dat denn?*“ = Woher weißt du das dann?

Liv sah wieder auf die Nadel zwischen ihren Fingern und schien länger darüber nachzudenken, wie sie etwas erklären sollte, das für sie offenbar keiner Erklärung bedurfte.

„*Wiel dat di funnen hett.*“ = Weil es dich gefunden hat.

Runa sagte zunächst nichts. Sie betrachtete ihre Tochter und versuchte zu erkennen, ob der Satz nur eine kindliche Vorstellung war oder ob Liv tatsächlich etwas wahrgenommen hatte, das sie selbst nicht verstand. Das Mädchen hielt ihrem Blick eine Weile stand und wandte sich dann wieder der Truhe zu.

„*Dörv ik dat sehn?*“ = Darf ich es sehen?

„*Nee.*“ = Nein.

„*Worüm nich?*“ = Warum nicht?

Darauf hatte Runa keine einfache Antwort. Sie hätte behaupten können, das Silber sei gefährlich, aber das wusste sie nicht. Ebenso wenig konnte sie sagen, dass es harmlos war. Seit Jahren kamen Menschen zu ihr, weil sie zwischen Erfahrung, Beobachtung und Angst unterscheiden konnte. Nun saß ihre eigene Tochter vor ihr, und zum ersten Mal genügte dieses Wissen nicht.

„*Wiel ik nich weet, wat dat is.*“ = Weil ich nicht weiß, was es ist.

Liv nahm die Antwort hin, ohne überzeugt zu wirken. Noch einmal sah sie zur Truhe, dann zurück zu ihrer Mutter.

„*Aver dat is nich böös.*“ = Aber es ist nicht böse.

Runa strich mit dem Daumen über den Rand eines getrockneten Blattes und schwieg. Sie kannte Dinge, vor denen Menschen Angst hatten, nur weil sie ihnen fremd waren, und ebenso Dinge, die freundlich und vertraut wirkten, bis man ihnen zu nahe kam. Bei dem Silber wusste sie nicht, zu welcher Art es gehörte, und genau das machte ihr mehr Sorge als alles, was sie im Keller gesehen hatte.

Am folgenden Abend kam Hinrik später nach Hause. Liv hörte ihn vor Runa, sprang von der Bank und lief zur Tür,

noch bevor er den Riegel vollständig zurückgeschoben hatte. Er hatte kaum einen Fuß über die Schwelle gesetzt, als sie sich an ihn hängte, und fing sie mit einem Arm auf, während er mit dem anderen versuchte, die Tür hinter sich zu schließen.

„*Vader, du büst laat.*“ = Vater, du bist spät.

Hinrik hob sie ein Stück höher.

„*Denn mutt ik mi woll verlopen hebben.*“ = Dann muss ich mich verirrt haben.

Liv sah ihn mit jener Mischung aus Zweifel und Belustigung an, die er an ihr besonders mochte.

„*Du kennst doch den Weg.*“ = Du kennst doch den Weg.

Hinrik zog die Stirn kraus, als müsse er ernsthaft darüber nachdenken.

„*Vundaag leeg en Kogge ut Reval midden in de Straat.*“ = Heute lag eine Kogge aus Reval mitten in der Gasse.

„*En Kogge?*“ = Eine Kogge?

„*Dwars.*“ = Quer.

Livs Augen wurden schmal.

„*Du flunkerst.*“ = Du flunkerst.

„*Moder seggt dat ok jümmers.*“ = Mutter sagt das auch immer.

Runa schnitt am Tisch Möhren für den Eintopf und sah zu ihnen herüber.

„*Wiel du dor slecht in büst.*“ = Weil du schlecht darin bist.

Hinrik setzte Liv ab und zog den Mantel aus. Seine Tochter betrachtete längst das Brett vor Runa, und beide Eltern erkannten den Blick gleichzeitig.

„*Nee.*“ = Nein, sagte Runa, ohne dass Liv überhaupt gefragt hatte.

Liv zog die Stirn kraus.

„*Ik heff nix seggt.*“ = Ich habe nichts gesagt.

„*Dat musst du ok nich.*“ = Das musstest du nicht.

„*Bloots een.*“ = Nur eine.

„*Later.*“ = Später.

Liv suchte Unterstützung bei Hinrik, doch der hob sofort beide Hände.

„*Dor meng ik mi nich in.*“ = Da mische ich mich nicht ein.

„*Bangbüx.*“ = Feigling, sagte Runa.

„*En Mann mit Erfahrung.*“ = Erfahrener Ehemann.

Liv musste lachen, griff dennoch nach einer Möhre und bekam mit der flachen Seite des Messers einen leichten Klaps auf die Finger.

„*Later.*“ = Später, wiederholte Runa.

„*Wannehr is later?*“ = Wann ist später?

„*Bi't Eten.*“ = Beim Essen.

Liv dachte darüber nach.

„*Dat is later.*“ = Das ist später.

Hinrik lachte, und diesmal gab Runa den Versuch auf, ernst zu bleiben. Für eine Weile war da nur Familie. Hinrik erzählte von einem gebrochenen Ladebaum und einem Kaufmann aus Visby, der den halben Nachmittag über drei beschädigte Fässer Hering gestritten hatte. Liv stellte mehr Fragen, als seine Geschichte vertrug, und Runa hörte beiden zu, während das Messer regelmäßig über das Brett ging. Einmal begegnete ihr Livs Blick, und in dem hellen Blau glaubte sie für einen Augenblick etwas von ihrer eigenen Mutter wiederzuerkennen. Nicht das Gesicht und nicht einmal einen bestimmten Ausdruck, sondern diese eigentümliche Art, länger hinzusehen, als andere es taten.

In den folgenden Tagen geschah nichts, was Runas Sorge rechtfertigte. Liv spielte in der Gasse, half ihr widerwillig bei den Arbeiten im Haus und wartete am Nachmittag auf Hinrik, wenn sie wusste, dass er vom Hafen zurückkommen musste. Zweimal sah Runa sie an der Truhe vorbeigehen, ohne dass das Mädchen langsamer wurde. Einmal stand Liv sogar unmittelbar davor, weil sie etwas aus dem Regal nehmen sollte, und schenkte ihr keine erkennbare

Aufmerksamkeit. Runa begann sich zu fragen, ob sie selbst es war, die dem Fund zu viel Bedeutung gab, obwohl sie dennoch jeden Abend nach den Violon sah. Das Silber lag jedes Mal ruhig am Boden.

Sechs Tage später wurde sie am frühen Vormittag in die Mengstraße gerufen. Eine Frau, deren erstes Kind Runa bereits zur Welt gebracht hatte, lag seit der Nacht in den Wehen, und die Nachbarin, die sie holte, sagte schon an der Tür, dass diesmal etwas nicht stimme. Runa stellte nur wenige Fragen, nahm ihren Korb und legte hinein, was sie vermutlich brauchen würde. Hinrik war seit dem frühen Morgen am Hafen. Liv saß am Tisch und löste Erbsen aus den Schoten, als Runa vor ihr stehen blieb und ihr erklärte, dass sie nicht wusste, wann sie zurückkommen würde. Das Mädchen sollte im Haus bleiben, bis Hinrik nach Hause kam, und an Runas Sachen nicht gehen. Liv sah einen Augenblick zu spät auf. Runa bemerkte es und kniete sich vor sie. Sie nahm die kleinen Hände zwischen ihre eigenen.

„*Liv, du lettst de Kist to. Verstahst du mi?*“ = Liv, du lässt die Truhe geschlossen. Verstehst du mich?

„*Jo, Moder.*“ = Ja, Mutter.

Runa hielt ihren Blick noch einen Moment. Sie hätte die Violon mitnehmen können, doch der Gedanke, sie durch die Straßen Lübecks und in das Haus einer gebärenden Frau zu tragen, erschien ihr ebenso falsch wie vieles andere, seit sie das Silber gefunden hatte. Einen vernünftigen Grund, Hinrik vom Hafen holen zu lassen oder die Truhe zusätzlich zu sichern, gab es ebenfalls nicht. Liv war acht Jahre alt, nicht vier, und wusste, was ein Verbot bedeutete. Runa strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht.

„*Ik bün vör den Avend wedder dor.*“ = Ich bin vor dem Abend wieder da.

„*Verspraken?*“ = Versprochen?

„*Verspraken.*“ = Versprochen.

Nachdem Runa gegangen war, schälte Liv weiter die Erbsen. Sie versuchte zu zählen, verlor bei siebenundvierzig den Faden und begann noch einmal von vorn. Beim zweiten Versuch kam sie weiter, bis draußen ein Fuhrwerk durch die Gasse rumpelte und sie wieder nicht wusste, bei welcher Zahl sie gewesen war. Danach gab sie das Zählen auf. Eine Schote riss zu kräftig, und drei Erbsen sprangen heraus. Zwei davon fielen auf die Dielen.

„*Verflixt*.“ = Verflixt.

Liv sah sofort zur Tür und musste grinsen. Das Wort hatte sie von Hinrik, und Moder mochte es nicht. Eine Erbse lag unter dem Tisch, die andere war bis zur Wand gerollt. Liv kroch hinterher, hob beide auf und bemerkte dabei die Truhe. Sie stand dort wie immer, der Lederriemen über dem Deckel, das Leinen an einer Ecke sichtbar. Liv ging zurück zum Tisch. Moder hatte Nein gesagt. Damit war es eigentlich erledigt. Sie nahm die nächste Schote und öffnete sie vorsichtiger, dann noch eine und eine weitere. Irgendwann bemerkte sie, dass sie eine geschlossene Schote zwischen den Fingern hielt und zur Truhe sah. Sie arbeitete weiter. Wenig später sah sie wieder hin. Es gab nichts zu sehen. Die Truhe war geschlossen. Trotzdem blieb ihr Blick einen Moment länger daran hängen, bevor sie sich erneut den Erbsen zuwandte. Draußen rief jemand nach einem Fuhrmann. Ein Rad schlug hart über das Pflaster, Stimmen entfernten sich in Richtung Hafen. Liv schob die fertigen Erbsen in der Schüssel zusammen und nahm die nächste Schote. Dann legte sie sie wieder hin.

„*Moder hett nee seggt*.“ = Mutter hat Nein gesagt.

Sie saß noch einen Augenblick still. Schließlich stand sie auf.

„*Bloots kieken*.“ = Nur schauen.

Liv ging zur Truhe und blieb davor stehen. Sie lauschte kurz in Richtung Tür, obwohl sie wusste, dass Runa nicht

plötzlich zurückkommen würde. Dann löste sie den Riemen, hob den Deckel und schob das Leinen zur Seite. Darunter lagen die beiden Violen. Liv kannte kleine Fläschchen aus Runas Arbeit. Manche enthielten Öle, andere Tinkturen oder getrocknete Dinge, deren Namen sie nicht kannte. Diese beiden sahen anders aus. Das Glas war dick und unregelmäßig, mit kleinen Blasen darin, und auf dem Boden lag jener silbrige Stoff, den Runa verborgen hatte. Liv nahm eine Viole heraus. Sie hielt sie gegen das Licht und drehte sie langsam. Das Silber lief am Boden des Gefäßes entlang und sammelte sich wieder an der tiefsten Stelle. Liv drehte die Viole zurück. Das Silber floss zurück. Ein Lächeln erschien auf ihrem Gesicht.

„*Dor büst du jo.*“ = Da bist du ja.

Sie betrachtete das Gefäß noch eine Weile. Mehr geschah nicht. Schließlich strich ihr Daumen über das dunkle Pech am Hals der Viole. Runa hatte es sorgfältig um den Korken gedrückt. Liv versuchte mit dem Fingernagel darunterzukommen und hielt sofort wieder inne. Moder hatte nicht gesagt, dass sie die Viole nicht öffnen durfte. Sie hatte gesagt, dass sie die Truhe geschlossen lassen sollte. Liv wusste selbst, dass das kein besonders guter Unterschied war.

Trotzdem setzte sie sich auf den Boden und nahm die Viole zwischen die Knie. Beim ersten Versuch bewegte sich der Korken nicht. Beim zweiten brach das Pech an einer Seite.

Liv erschrak über das trockene Knacken und sah zur Tür.

Niemand kam. Sie zog vorsichtiger weiter, bis sich der Korken löste. Liv hielt ihn in der einen Hand und die offene Viole in der anderen. Sie roch zuerst am Gefäß. Nichts. Keine Kräuter, kein Metall, nicht einmal jene Bitterkeit, die an manchen von Runas Tinkturen hing. Dann roch sie am Korken. Auch dort war kaum etwas wahrzunehmen. Sie drehte ihn zwischen den Fingern, setzte ihn probeweise wieder auf und zog ihn noch einmal heraus. Dabei kippte die Viole in

ihrer anderen Hand ein wenig zur Seite. Liv richtete sie sofort wieder auf. Das Silber lag noch immer am Boden. An ihrem Zeigefinger glänzte etwas Feuchtes. So wenig, dass sie es nicht bemerkte. Liv setzte den Korken ein und drückte ihn fest. Danach versuchte sie, das gebrochene Pech mit den Fingern wieder über die Stelle zu schieben. Es war widerpenstig und ließ sich nicht so glatt schließen wie zuvor. Sie rieb sich kurz über ein Auge, arbeitete weiter und drückte schließlich mit dem Daumennagel den letzten kleinen Spalt zusammen. Eine ihrer langen Wimpern blieb dabei im Pech liegen. Liv betrachtete ihr Werk. Von weitem sah es ordentlich genug aus. Sie legte die Viole neben die zweite, zog das Leinen darüber und schloss die Truhe. Den Riemen befestigte sie genauso, wie Runa ihn hinterlassen hatte, und erst nachdem sie zweimal daraufgesehen hatte, war sie zufrieden. Dann ging sie zurück zum Tisch. Die Erbsen warteten noch immer auf sie. Daneben lag eine Möhre vom Vortag. Liv erinnerte sich an den Abend mit Hinrik und daran, wie Runa ihr mit dem Messer auf die Finger getippt hatte. Sie sah zur Tür, grinste und nahm die Möhre.

„*Bloots een.*“ = Nur eine.

Sie rieb etwas Erde am Kleid ab und biss hinein. Das Knacken war laut im stillen Raum. Liv aß die Möhre, setzte sich wieder vor die Schüssel und nahm die nächste Schote. Nach kurzer Zeit hatte sie vergessen, dass sie überhaupt aufgestanden war.

Als Runa vor Einbruch der Dunkelheit zurückkam, fand sie ihre Tochter noch immer bei den Erbsen. Die Schüssel war beinahe voll, einige Schalen lagen auf dem Boden, und Liv saß mit angezogenen Beinen auf der Bank und versuchte, eine besonders kleine Schote mit dem Daumennagel zu öffnen. Runa stellte den Korb ab, küsste sie auf den Kopf und sah in die Schüssel.

„*Hest du allens maakt?*“ = Hast du alles gemacht?

Liv nickte.

„*Meist.*“ = Fast.

Runa betrachtete die Schüssel noch einen Augenblick.

„*Meist.*“ = Fast, wiederholte sie und begann, die Sachen aus dem Korb zu nehmen.

Brot, ein Stück Käse, zwei kleine Zwiebeln. Sie stellte Wasser auf und bereitete das Essen vor, während hinter ihr wieder das trockene Knacken der Schoten begann. Bald gehörte es zu den Geräuschen des Hauses, zusammen mit dem Holz im Herd und den gedämpften Stimmen aus der Gasse. Erst als Runa die Schalen vom Tisch nahm, sah sie die abgegebissene Möhre. Sie lag nahe der Tischkante, nur noch ein kurzes Stück davon übrig. Runa nahm sie auf, und Liv sah sofort zu ihr.

„*Bloots een?*“ = Nur eine?

Liv presste die Lippen zusammen. Runa musste lächeln, legte den Rest der Möhre neben das Schneidbrett und strich ihrer Tochter im Vorbeigehen über das Haar.

„*Help mi mit de Schalen.*“ = Hilf mir mit den Schalen.

Als Hinrik wenig später nach Hause kam, hörten sie ihn bereits vor der Tür. Liv sprang von der Bank, noch bevor der Riegel sich bewegte, und lief ihm entgegen. Hinrik fing sie auf und hob sie hoch, obwohl sie sofort begann, sich gegen seine Schulter zu stemmen.

„*Vader, du rükst na Fisch.*“ = Vater, du riechst nach Fisch. Hinrik zog sie ein Stück von sich weg und sah sie entrüstet an.

„*Dat nöömt man Hannel.*“ = Das nennt man Handel.

Liv verzog das Gesicht, worauf er sie wieder an sich zog und seine Nase in ihr Haar drückte, bis sie lachend versuchte, ihn wegzuschieben. Runa stand am Tisch, schnitt die letzte Zwiebel und sah ihnen zu. Später aßen sie zusammen. Liv erzählte von einer Katze, die am Nachmittag auf dem Fenstersims gegenüber gesessen hatte, und Hinrik

behauptete, sie habe wahrscheinlich auf eine Kogge nach Bergen gewartet. Liv erklärte ihm mit großer Geduld, dass Katzen keine Koggen nähmen, worauf Hinrik wissen wollte, woher sie das so genau wisse. Runa hörte ihnen zu, während sie das Brot schnitt. Als Liv nach ihrem Becher griff, hielt Runa mitten in der Bewegung inne. Es war nichts gewesen, jedenfalls nichts, das sie hätte benennen können. Für einen Augenblick hatte sie nur gewusst, dass Liv gleich nach dem Becher greifen würde, noch bevor die Hand des Mädchens sich vom Tisch gelöst hatte. Runa legte das Messer ab und sah zu, wie Liv trank und den Becher wieder zurückstellte. Hinrik erzählte inzwischen von einem Händler aus Visby, dessen Knecht am Kai beinahe zwei Fässer Hering ins Wasser gerollt hatte. Liv lachte, Runa ebenfalls, und für einige Minuten dachte sie nicht mehr daran. Dann griff Liv nach einem Stück Brot. Diesmal bewegten sich Runas Finger, noch bevor Livs Hand den Tisch berührte. Es war kaum eine Bewegung, nur eine kleine Spannung in ihrer Hand, als hätte ihr Körper für einen Moment etwas begonnen, das nicht zu ihm gehörte. Runa sah auf ihre Finger und danach zu Liv, doch das Mädchen kaute und hörte Hinrik zu, als wäre nichts geschehen. Runa nahm ihren Becher und trank. Sie sagte nichts. Einige Minuten später fiel Liv der Löffel aus der Hand und schlug auf die Tischplatte. Sie sah ihn überrascht an, während Hinrik mitten im Satz verstummte.

„*Wat is?*“ = Was ist?

Liv schüttelte den Kopf.

„*Nix.*“ = Nichts.

Sie nahm den Löffel wieder auf. Runa beobachtete, wie sich ihre Finger darum schlossen.

„*Noch eenmaal.*“ = Noch einmal.

Liv sah zu ihr.

„*Wat?*“ = Was?

Runa deutete auf den Löffel.

„*Nimm em.*“ = Nimm ihn.

Hinrik sagte nichts mehr. Liv griff nach dem Löffel, und als ihre Finger sich um den Stiel geschlossen hatten, ließ Runa sie ihn wieder hinlegen. Danach streckte sie die Hand über den Tisch.

„*Kumm her.*“ = Komm her.

Liv rutschte von der Bank und ging zu ihr. Erst als sie die wenigen Schritte zwischen ihnen zurücklegte, bemerkte Runa, dass ihre Tochter langsamer ging als sonst. Nicht so langsam, dass Hinrik es bemerkt hätte, vielleicht nicht einmal so langsam, dass Runa es an einem anderen Abend wahrgenommen hätte, aber sie sah es jetzt. Sie nahm Livs rechte Hand. Die Finger waren kühl.

„*Frierst du?*“ = Frierst du?

Liv schüttelte den Kopf. Runa legte zwei Finger an ihr Handgelenk und wartete. Der Puls war ruhig, weder schnell noch langsam, und zunächst fand sie nichts daran, was ihre Aufmerksamkeit hätte halten sollen. Trotzdem zählte sie weiter. Hinrik beobachtete sie von der anderen Seite des Tisches.

„*Runa?*“ = Runa?

Sie hob nur kurz die freie Hand. Liv zog leicht an ihren Fingern.

„*Moder?*“ = Mutter?

Runa begann von vorn. Der Puls stolperte nicht. Er setzte nicht aus. Zwischen den einzelnen Schlägen lag nur eine Gleichmäßigkeit, die ihr nach und nach auffiel, weil sie sich nicht veränderte. Liv sah zu Hinrik, dann wieder zu ihr, bewegte sich, sprach – und unter Runas Fingern blieb der Abstand derselbe. Schließlich ließ sie das Handgelenk los.

„*Sett di.*“ = Setz dich.

Liv setzte sich wieder auf die Bank. Hinrik sah zwischen ihnen hin und her.

„*Wat is?*“ = Was ist?

Runa sah noch immer zu ihrer Tochter.

„*Ik weet dat nich.*“ = Ich weiß es nicht.

Es war die Wahrheit. Sie räumte den Tisch nicht ab, sondern setzte sich Liv gegenüber und fragte, ob ihr kalt sei, ob ihr Bauch wehtue, ob sie Schmerzen im Kopf habe oder am Nachmittag draußen gewesen sei. Liv verneinte alles und wurde mit jeder Frage ein wenig ungeduldiger, bis Runa schließlich schwieg und sie nur noch ansah.

„*Hest du vundaag wat nahmen, wat du nich nehmen schulst?*“ = Hast du heute etwas genommen, das du nicht nehmen solltest?

Livs Blick ging zum Tisch. Dort lag noch der Rest der Möhre. Runa folgte ihrem Blick.

„*De weet ik.*“ = Die weiß ich.

Liv schwieg. Es war nur eine kleine Verzögerung. Runa kannte sie seit den ersten Lügen ihrer Tochter, lange bevor Liv verstanden hatte, dass ihr Gesicht meistens schneller antwortete als ihr Mund. Runa stand auf, ging aber nicht sofort zur Truhe. Zuerst blieb sie neben Liv stehen, nahm noch einmal ihre Hand und drehte sie zur Kerze. Sie betrachtete die Finger, die Nägel und die Linien der Handfläche. Es gab keine Verfärbung, keinen Geruch, nichts, das dort nicht hingehörte.

„*Liv.*“ = Liv.

Das Mädchen sah zu ihr auf.

„*Hest du de Kist opmaakt?*“ = Hast du die Truhe aufgemacht?

Liv antwortete nicht. Diesmal brauchte Runa keine Antwort. Sie ging zur Truhe, kniete sich davor und löste den Lederriemen. Das Leinen lag beinahe so, wie sie es selbst darübergerlegt hatte, und darunter standen beide Violoncellen an ihrem Platz. Auf den ersten Blick war nichts verändert. Runa nahm die erste Violine heraus und drehte sie im Licht. Das Pech am Hals war nicht mehr glatt. Eine Stelle war

gebrochen und wieder angedrückt worden. Sie hielt das Gefäß in der Hand und sah lange auf die dunkle Naht. Dann sah sie zu ihrer Tochter.

Liv saß noch immer auf der Bank und hatte beide Hände zwischen die Knie geschoben. Sie wirkte nicht krank. Ihre Haut hatte dieselbe Farbe wie zuvor, die Augen waren klar, und als Runa mit der Viole zurück an den Tisch kam, folgte ihr Blick dem Gefäß mit jener Mischung aus schlechtem Gewissen und Neugier, die zu jedem anderen Zeitpunkt beinahe komisch gewesen wäre. Runa stellte die Viole außer Reichweite auf das Regal und setzte sich vor Liv.

„*Hest du se opmaakt?*“ = Hast du sie aufgemacht?

Liv nickte.

„*Hest du dat Sülver anrührt?*“ = Hast du das Silber angefasst?

Liv dachte nach und schüttelte schließlich den Kopf.

„*Ik glööv nich.*“ = Ich glaube nicht.

Runa hielt ihren Blick.

„*Du glöövst nich?*“ = Du glaubst nicht?

„*Ik heff bloots roken.*“ = Ich habe nur gerochen.

„*Woran?*“ = Woran?

„*An de Viool. Un an'n Kork.*“ = An der Viole. Und am Korken.

Runa nahm noch einmal ihre Hand und roch an den Fingern. Sie fand nichts. Kein Metall, keine Kräuter, nichts von dem Pech und nichts, das sie mit dem silbrigen Stoff hätte verbinden können. Liv ließ die Untersuchung geduldig über sich ergehen, bis sie schließlich fragte, ob sie jetzt weiteres dürfen dürfe. Runa antwortete nicht sofort. Sie kannte Gifte, verdorbenes Essen, Fieber und die Veränderungen, die einem kranken Körper vorausgingen, doch nichts davon passte zu dem Mädchen vor ihr. Trotzdem wickelte sie Liv wenig später in eine Decke, weil ihre Hände kühl blieben, gab ihr warmes Wasser und bereitete einen schwachen

Aufguss, den Liv mit einem Blick betrachtete, als habe Runa beschlossen, sie für die geöffnete Truhe nachträglich zu bestrafen.

„*Dat is bitter.*“ = Das ist bitter.

„*Drink.*“ = Trink.

Liv nahm einen kleinen Schluck, verzog das Gesicht und sah zu Hinrik.

„*Vader?*“ = Vater?

Hinrik hob beide Hände.

„*Dor meng ik mi nich in.*“ = Da mische ich mich nicht ein.

Trotz allem musste Runa lächeln. Liv bemerkte es und trank mit demonstrativem Widerwillen weiter. In der ersten Stunde geschah kaum etwas. Liv blieb wach, beantwortete Runas Fragen und begann sich bald darüber zu beschweren, dass ihre Eltern sie ständig ansahen. Es gab weder Fieber noch Schmerzen, sie erbrach nicht und klagte weder über Schwindel noch über Übelkeit. Runa prüfte ihre Haut, sah ihr in die Augen, hörte auf den Atem und fand nichts, das zu dem Zustand passen wollte, den sie seit dem Essen an ihrer Tochter wahrnahm. Nur der Herzschlag fiel ihr auf. Nicht weil er zu schnell oder zu langsam gewesen wäre, sondern weil zwischen den einzelnen Schlägen eine Gleichmäßigkeit lag, die sich nicht veränderte. Liv sprach, trank und wandte sich zu Hinrik, doch unter Runas Fingern blieb der Abstand derselbe. Runa ließ ihre Hand los. Hinrik saß neben Liv und hielt ihre Füße unter der Decke warm. Eine Weile beobachtete er nur Runas Gesicht, bis er schließlich fragte:

„*Is dat dat ut den Keller?*“ = Ist es das aus dem Keller?

Runa hob den Blick. Seit dem Nachmittag hatte sie versucht, genau diese Frage nicht selbst zu stellen, weil es zwischen dem gebrochenen Pech und dem Zustand ihrer Tochter noch immer nichts gab, das sie sicher miteinander verbinden konnte. Nun lag die Viole auf dem Regal, Liv saß

zwischen ihnen, und Runa wusste trotzdem nicht mehr als zuvor.

„*Ik weet dat nich.*“ = Ich weiß es nicht.

Hinrik sah zur Viole.

„*Aver du glöövst dat.*“ = Aber du glaubst es.

Runa schwieg. Er wartete, dann sah er wieder zu ihr.

„*Du hest seggt, dor weer nix.*“ = Du hast gesagt, dort wäre nichts.

„*Ik weet.*“ = Ich weiß.

Hinrik antwortete nicht. In seinem Gesicht lag etwas, das Runa lieber als Zorn gesehen hätte, doch er wandte sich nicht von ihr ab. Er zog Liv nur ein wenig näher zu sich und legte die Decke sorgfältiger um ihre Schultern. Der Abend ging weiter, obwohl keiner von ihnen mehr so tat, als wäre er gewöhnlich. Das Feuer sank herunter und wurde von Hinrik noch einmal nachgelegt, draußen zogen Stimmen durch die Gasse, und irgendwann hörte Runa von der Trave her das Schlagen von Tauwerk gegen einen Mast. Liv wurde müde, blieb aber ansprechbar. Mehrmals schloss sie für einige Atemzüge die Augen und öffnete sie wieder, wenn Hinrik sich bewegte oder draußen ein Wagen über das Pflaster ging. Irgendwann streckte Liv von selbst die Hand nach Runa aus. Runa nahm sie. Eine Weile saß sie einfach so bei ihr, ohne noch etwas zu untersuchen. Die kleine Hand lag kühl in ihrer, die Finger entspannt, und Runa strich mit dem Daumen langsam über den Handrücken. Erst dabei nahm sie wieder den gleichmäßigen Schlag wahr, den sie zuvor schon gespürt hatte. Diesmal war da noch etwas. Zunächst hielt sie es für eine Täuschung, für den Druck ihrer eigenen Finger oder für eine Bewegung, die sich aus Livs Hand in ihre übertrug. Doch je länger sie stillsaß, desto deutlicher wurde ihr, dass sie diese Empfindung kannte. Sie hatte sie in der Nacht im Keller gespürt, dort vor der feuchten Wand, als etwas unter ihrer eigenen Wahrnehmung einen Rhythmus

angenommen hatte, den sie nicht hatte benennen können. Runa hob langsam den Kopf und sah ihre Tochter an. Liv hatte die Augen geöffnet und beobachtete sie, lange genug, dass Runa begriff, dass das Mädchen inzwischen nicht mehr wissen wollte, was mit seinem Körper geschah. Es wollte etwas anderes wissen.

„*Sünd ji böös mit mi?*“ = Seid ihr böse mit mir?

Hinrik antwortete sofort.

„*Nee, min Deern.*“ = Nein, mein Mädchen.

Liv sah zu Runa.

„*Moder ok nich?*“ = Mutter auch nicht?

Runa strich mit dem Daumen über ihre Hand. Sie hätte sagen können, dass Liv nicht an die Truhe hätte gehen dürfen, dass sie ihr Verbot missachtet und etwas geöffnet hatte, dessen Inhalt keiner von ihnen verstand. Nichts davon gehörte jetzt noch zwischen sie.

„*Nee.*“ = Nein.

Liv hielt ihren Blick.

„*Heel nich?*“ = Gar nicht?

Runa schüttelte den Kopf.

„*Heel nich.*“ = Gar nicht.

Erst danach ließ die Spannung in Livs Gesicht ein wenig nach. Sie rückte näher an Hinrik, der den Arm um sie legte, und für einige Zeit saßen sie so am Tisch, während Runa weiterhin ihre Hand hielt. Mit der Zeit wurde Livs Atem flacher. Nicht mühsam und nicht unregelmäßig, sondern leiser, als würde ihr Körper immer weniger davon brauchen. Hinrik nahm sie schließlich auf den Schoß, und Liv ließ es geschehen, obwohl sie ihm noch wenige Stunden zuvor erklärt hatte, dass sie längst zu groß dafür sei. Ihr Kopf lag an seiner Brust, Hinrik legte die Wange auf ihr Haar, und Runa rückte mit dem Stuhl näher zu ihnen, ohne Livs Hand loszulassen. Das Mädchen blieb wach. Ihr Blick wechselte zwischen ihren Eltern, aufmerksam und ruhig, als versuche sie

aus ihren Gesichtern herauszulesen, was keiner von beiden ihr sagen konnte. Hinrik lächelte jedes Mal, wenn Liv zu ihm sah. Anfangs gelang es ihm noch. Später blieb davon nur eine kleine Bewegung um seinen Mund. Runa versuchte nicht mehr herauszufinden, was sie tun musste. Alles, was sie kannte, hatte sie geprüft, und nichts davon hatte ihr eine Antwort gegeben. Also saß sie vor ihrer Tochter, hielt ihre Hand und blieb dort. Nach einer Weile schloss Liv die Augen. Einige Atemzüge später öffnete sie sie wieder und sah zuerst zu Runa.

„*Moder?*“ = Mutter?

Runa beugte sich näher.

„*Ik bün hier.*“ = Ich bin hier.

Liv wandte den Kopf zu Hinrik.

„*Vader?*“ = Vater?

Er legte seine Wange fester an ihr Haar.

„*Ik bün ok hier, min Deern.*“ = Ich bin auch hier, mein Mädchen.

Liv sah ihn lange an. Das helle Blau ihrer Augen war unverändert, und Hinrik hielt ihrem Blick stand, bis die kleine Bewegung um seinen Mund verschwand. Er strich ihr über die Stirn und schob eine Haarsträhne zurück, so wie er es hundertmal getan hatte. Danach sah Liv wieder zu Runa. Runa kannte diesen Blick. Sie hatte ihn gesehen, wenn Liv etwas wissen wollte, wenn sie eine Antwort nicht glaubte oder wenn sie darauf wartete, dass ihre Mutter etwas bemerkte, das für sie selbst längst offensichtlich war. Jetzt lag nichts davon darin. Liv sah sie einfach nur an. Unter Runas Hand lag noch immer diese fremde Gleichmäßigkeit, und für einen kurzen Augenblick kam ihr die Nacht im Keller zurück: ihre ausgestreckte Hand vor dem Stein, die Finger nur noch eine Fingerbreite davon entfernt und jene körperliche Gewissheit, die sie hatte zurückweichen lassen, bevor sie wusste, weshalb. Liv hatte diese Grenze nicht gekannt.

„*Moder, ik bün mööd.*“ = Mutter, ich bin müde.

Runa strich mit dem Daumen über ihre Finger.

„*Denn slaap.*“ = Dann schlaf.

Liv sah noch immer zu ihr. Erst nach einigen Atemzügen wandte sie den Blick noch einmal zu Hinrik, der sich herunterbeugte und sie auf die Stirn küsste.

„*Slaap, min Deern.*“ = Schlaf, mein Mädchen.

Liv sah ihn an, dann wieder Runa. Ihr Blick blieb dort, während ihre Lider langsam schwerer wurden. Runa wollte etwas sagen. Etwas, das Liv mitnehmen konnte, falls sie verstand, was geschah, oder etwas ganz Gewöhnliches, falls sie es nicht verstand. Sie fand keinen Satz, der nicht kleiner gewesen wäre als der Augenblick, und deshalb sagte sie nichts. Sie hielt nur die Hand ihrer Tochter und blieb in ihrem Blick. Liv atmete aus, langsam und ohne Anstrengung. Ihre Augen schlossen sich. Runa spürte noch einen Herzschlag unter ihren Fingern und wartete auf den nächsten, während Hinrik Liv an seiner Brust hielt und draußen das Tauwerk gegen einen Mast schlug. Der Schlag kam nicht. Runa blieb mit den Fingern an Livs Handgelenk. Lange genug, dass Hinrik nicht fragen musste. Erst dann bemerkte sie die Wasserschale hinter sich. Ein einzelner Ring lief über die Oberfläche und verlor sich am Rand.

1 Vor dem Sturm

1.1 Regen über Beton

Das Glas gab unter Colonel Durets Stiefel mit einem trockenen Knacken nach. Er hielt nicht an. Acht Männer folgten ihm durch die ausgebrannte Straße, mit genügend Abstand, um keine Formation erkennen zu lassen, und nah genug, um auf ein einziges Zeichen zu reagieren. Zwischen ihren Stiefeln lief Regen über den Asphalt, sammelte sich in den aufgebrochenen Stellen des Betons und zog Kalkstaub aus den Ruinen in schmalen, hellen Schlieren zur Straße. Duret zog die Kapuze enger und prüfte den Kompass am Handgelenk. Null zwei drei Grad, Wind aus Nord. Der Funk blieb still. Vor ihnen stand das Zielobjekt zwischen den Ruinen, drei Stockwerke Beton, eine alte Verteidigungsstruktur, deren ursprüngliche Funktion unter späteren Umbauten kaum noch zu erkennen war. Im zweiten Stock schlug ein loses Fenster gegen den Rahmen. Duret blieb stehen und sah hinauf. Der nächste Windstoß bewegte es wieder.

„Zielobjekt bestätigt“, sagte er leise.

Noch während er sprach, lösten sich hinter ihm zwei Männer nach links, einer blieb zurück und sicherte die Straße, die übrigen schlossen zu Duret auf. Kein weiterer Befehl war nötig. Ihre Helme waren matt, Abzeichen trug keiner von ihnen. Die Compagnie Sépia trug nichts, was an einem Ort wie diesem zurückbleiben musste. Duret hob zwei Finger, und das Team zog sich enger zusammen. Sie erreichten den Eingang, bevor über ihnen das Fenster ein drittes Mal gegen seinen Rahmen schlug.

Im Erdgeschoss standen alter Wassergeruch, Öl und verbrannter Kunststoff in der feuchten Luft. Eine umgestürzte Liege versperrte einen Teil des Weges; darüber hing ein

dunkler Monitor schief aus seiner Halterung, während an den Wänden geschmolzene Reste von Isolierfolie klebten. Der Raum wirkte leer, aber nicht verlassen. Duret prüfte das Display an seinem Handgelenk. Kein Empfang. Damit arbeitete die Abschirmung noch, nur ließ sich von hier aus nicht erkennen, ob sie zur ursprünglichen militärischen Struktur gehörte oder später ergänzt worden war. Er aktivierte den Scanner. Mit einem leisen Summen legte sich das grüne Raster über die Wände, brach an den Öffnungen auseinander und setzte sich dahinter neu zusammen. Duret verfolgte die Berechnung, bis sich im zweiten Stock drei Signaturen voneinander trennten. Keine Bewegung. Das hätte genügt, um den oberen Teil des Gebäudes zu sichern, doch er ließ den Scan weiterlaufen. Das Raster kehrte durch das Erdgeschoss zurück und glitt über den Boden unter seinen Füßen. Dort stockte die Berechnung. Ein zweiter Durchgang korrigierte die Tiefe, ein dritter verdichtete das Gitter. Erst dann erschien die vierte Signatur. Duret vergrößerte den Ausschnitt und wartete auf den Abschluss der Tiefenberechnung: Kellergeschoss. Auch dieses Signal bewegte sich nicht. Das Display blieb aktiv, während er dem Mann neben sich ein Zeichen gab. Zwei weitere lösten sich aus der Gruppe und folgten ihm nach oben; Duret ging mit den übrigen durch das Erdgeschoss weiter und suchte den Zugang nach unten. Gewalt war nur vorgesehen, wenn der Zugang anders nicht zu sichern war. Duret ließ zwei Männer im Erdgeschoss zurück und führte die übrigen in den langen Korridor zum südlichen Flügel. Über ihnen war die Decke an mehreren Stellen aufgebrochen. Wasser fiel aus den oberen Geschossen auf den Beton, sammelte sich in flachen Mulden und vermischte sein gleichmäßiges Tropfen mit dem Wind, der durch ein zerbrochenes Oberlicht fuhr und weiter hinten einen losen Fensterrahmen bewegte. Mal waren die Geräusche einzeln zu hören, mal lagen sie übereinander, bis

sich aus der Entfernung kaum noch bestimmen ließ, welches von ihnen zum Gebäude gehörte und welches nicht. An den Türen wechselten die Blickrichtungen, ohne dass Duret eingreifen musste; sobald einer der Männer einen Bereich passierte, hatte der nächste den gegenüberliegenden bereits übernommen. Die Abläufe waren eingespielt und gerade deshalb beinahe unscheinbar. Im matten Licht seiner Waffenlampe zogen abgeplatzter Putz, verzogene Rahmen und Reste alter Farbe vorbei, dazwischen Staub, der nur für Sekunden sichtbar wurde und wieder in der feuchten Luft verschwand. Unter Durets Kapuze lief Schweiß über die Schläfe. Beim Blinzeln brannte er in den Augen, an seinem Tempo änderte sich nichts. Auf halber Länge des Korridors hob Duret die Faust. Die Männer hielten. Vor ihnen zweigte ein schmalerer Gang nach Süden ab, an dessen Ende Raum 8 lag, die ehemalige Großküche. Bis dorthin stimmte der Plan. Was nicht darin stand, war die schwere Stahltür, die nachträglich in den ursprünglichen Durchgang gesetzt worden war und ihn fast vollständig ausfüllte. Duret prüfte den Scanner. Über ihnen lagen weiterhin drei reglose Signaturen; die vierte befand sich tiefer, doch ihre berechnete Position passte nicht zu dem eingezeichneten Kellerzugang. Er trat näher an die Stahltür und ließ das Licht an ihrer Fläche hinabwandern. An der unteren Kante stand Wasser. Das Ziel befand sich im südlichen Flügel, Raum 8, eine ehemalige Großküche. Noch bevor Duret Raum 8 erreichte, veränderte sich der Geruch. Zwischen feuchtem Beton, altem Öl und den verbrannten Kunststoffen lag etwas Süßliches, zunächst so schwach, dass es sich kaum von der übrigen Luft trennen ließ. Mit jedem Schritt wurde es deutlicher. Die nachträglich eingesetzte Stahltür führte nicht in den Keller, wie Duret zunächst angenommen hatte, sondern in einen schmalen Versorgungsgang, der parallel zum südlichen Flügel verlief. Auf dem Scanner verschob sich die

vierte Signatur mit seiner eigenen Position, bis die Geometrie des Gebäudes endlich zusammenpasste: Der Zugang nach unten musste hinter Raum 8 liegen.

Duret gab den Männern hinter sich ein Zeichen und ging weiter.

Die Tür zur ehemaligen Großküche stand wenige Zentimeter offen. An ihrem unteren Rand hatte sich eine dunkle Spur gesammelt, die vom Regenwasser im Korridor bereits verdünnt worden war. Duret ging in die Hocke, ohne sie zu berühren, und führte den Lichtkegel darüber. Erst jetzt erkannte er, was sich mit dem Wasser vermischt hatte.

Blut.

Er richtete sich auf und schob die Tür mit dem Lauf seiner Waffe langsam weiter auf. Der Widerstand kam nicht vom Schloss; etwas auf der anderen Seite lag im Weg. Nach wenigen Zentimetern gab es nach, schleifend, schwer genug, dass Duret den Druck erhöhte.

Der süßliche Geruch wurde stärker.

Durch den entstandenen Spalt fiel Licht in den Raum und erfasste zunächst nur einen umgestürzten Stuhl, Kabel auf dem Boden und die Kante eines Arbeitstisches. Weiter hinten glomm eine einzelne Anzeige. Duret wartete, bis seine Augen die Tiefe des Raumes erfasst hatten, und öffnete die Tür gerade weit genug, um hindurchzugehen.

Erst auf der anderen Seite sah er den Körper.

Für einen Moment blieb sein Blick daran hängen, weil das, was vor ihm lag, nicht zu dem Bild passte, das sein Verstand aus den einzelnen Formen zusammensetzen wollte.

Duret hatte Tote gesehen, viele und auf viele Arten. Hier zwang er seinen Blick auf die Einzelheiten: Haut, Kabel, Elektroden, die Halterungen des Tisches und dazwischen technische Bauteile, deren Funktion sich nicht unmittelbar erschloss. Nichts war zufällig angeordnet, nichts wirkte improvisiert. Er trat einen halben Schritt zurück und presste